

**Zeitschrift:** Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte = Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history

**Herausgeber:** Schweizerisches Nationalmuseum

**Band:** 60 (2003)

**Heft:** 1-2: "Zwischen Rhein und Rhone - verbunden und doch getrennt?" = "Entre Rhin et Rhône - liens et rupture?"

**Artikel:** Der "Graben" zur Zeit des Ersten Weltkriegs und die Deutschschweizer Literatur

**Autor:** Charbon, Rémy

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-169690>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 19.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Der «Graben» zur Zeit des Ersten Weltkriegs und die Deutschschweizer Literatur

von RÉMY CHARBON

Wie in der politischen Realität gibt es auch in der Literatur gelegentlich Anzeichen für Spannungen zwischen deutscher und welscher Schweiz lange bevor von einem «Graben» gesprochen wurde. Der Bernburger Jeremias Gotthelf liess sich keine Gelegenheit entgehen, den allzu trink- und radaufreudigen Waadtländern mit Sarkasmen und ironischen Seitenhieben eins auszuwischen – da mag noch die Erinnerung an den Verlust des einstigen Untertanengebietes mitspielen.

Im ganzen 19. Jahrhundert sind solche pauschalen Attacken aber marginal. Unverständnis und Distanz manifestieren sich eher auf indirekte Weise, durch Nichtbeachtung. Gottfried Keller wettete zwar nach dem Scheitern des Projekts einer eidgenössischen Universität in einem Brief gegen «die Welschen», die «sich mit aller undisziplinierten Wildheit des Romanismus gegen diesen Vorposten germanischer Kultur»<sup>1</sup> gestemmt hätten. In seinen Werken ist von Animositäten jedoch nichts zu erkennen: die Westschweiz kommt einfach nicht vor. Conrad Ferdinand Meyer schliesslich nannte die Genferseegegend seine «zweite Heimat», doch auch seine Werke haben ausnahmslos andere Schauplätze.<sup>2</sup>

Erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts finden sich vermehrt Hinweise auf kulturelle Differenzen, die weder auf gekränkten Kantonalstolz noch auf parteipolitische Kontroversen oder konfessionelle Unterschiede zurückzuführen sind. Zeitlich sind diese literarischen Zeugnisse parallel, ideologisch konträr zum sogenannten Helvetismus, der, vor allem von der Westschweiz aus, ein gesamteidgenössisches Bewusstsein zu bilden bestrebt war.<sup>3</sup> Ich beschränke mich im Folgenden auf literarische Zeugnisse im engeren Sinn und einige direkte Aussagen von Schriftstellern, und zwar aus Kompetenzgründen ausschliesslich auf solche von Deutschschweizern.<sup>4</sup> Fündig wird man nicht bei den «grossen» Namen. Thematisch einschlägig und mentalitätsgeschichtlich ergiebig sind vielmehr heute zum grossen Teil (und meist mit gutem Grund) vergessene Werke von Tagesschriftstellern, die damals aber ihr Publikum erreichten. In literaturgeschichtlichen Abhandlungen werden sie kaum je erwähnt und wenn, dann nicht in diesem Zusammenhang. Dennoch widerspiegeln sich gerade hier Spannungen und Krisen oft deutlicher als in der «hohen» Literatur, und umgekehrt trugen solche Werke zur Bewusstseinsbildung in sonst literaturfernen Bevölkerungsschichten bei.

Kurz vor 1914 manifestiert sich der «Graben» gelegentlich als eine auf Mentalitätsunterschieden beruhende Gegebenheit.<sup>5</sup> Beispielsweise in Paul Hallers (1882–1920) Verserzählung «*s Juramareili»<sup>6</sup> (im Aargauer Dialekt, 1911), der Geschichte einer jungen Frau aus ärmlichsten Verhältnissen. Eine Bekannte schwärmt ihr vom Welschland vor, und Mareili sucht sich daraufhin eine Stelle als Bonne. Die Realität sieht anders aus als der Traum: Eine schikanöse Madame verleidet ihr das Leben und überhäuft sie mit Vorwürfen.*

Dr Madam het s scho grad de Rock verdorbe,  
Wo s d Blatte hät lo tätschen i der Chuchi.  
«Quelle imprudence!» het s tönt, «la bête! la sotte!»  
Und d Chöchi het em s übersetzt: «Du Totsch!»<sup>7</sup>

Ein ungeheiztes Zimmer muss Mareili auch bei klirrender Kälte genügen. Die eigenen Kinder dagegen verhätschelt Madame. Bei einer Schiffsfahrt berichtet die Köchin, eine Bernerin, von Belästigungen an einer früheren Stelle, doch

[...] Dem hani s zäigt,  
Was d Bärnermäitli sind!<sup>8</sup>

Da sind alle Klischees beisammen: Putzsüchtig, geil, egoistisch und hartherzig sind die Welschen – die Deutschschweizerinnen duldsam, bescheiden, solidarisch und dankbar für jedes gute Wort; Gegenbeispiele gibt es nicht. Dass ein etwas unmotivierter Einschub an das patriotische Hochgefühl bei der 600-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft 1891 erinnert, steht dazu nicht im Widerspruch. Denn es ist die Heldenzeit, die Solidarität und Wehrhaftigkeit der alten – ausschliesslich deutschsprachigen – Eidgenossen, die da beschworen wird.

Im Schwyzerwage händ si d Achse gschiert  
Mit Bluet und Schwäis, drum lauft er no wi ame [...]!<sup>9</sup>

Diesem Phänomen begegnet man in der Vorkriegszeit mehrmals: Ein historisch begründetes Bekenntnis zur Einheit steht beziehungslos neben einer in Deutsch und Welsch geteilten Gegenwart.

Bei Kriegsausbruch führte unverhohlene Deutschfreundlichkeit einiger Schriftsteller beinahe zur Spaltung des Schweizerischen Schriftstellervereins. Dessen Präsident

Ernst Zahn (1867–1952) veröffentlichte im August 1914 in einer deutschen Illustrierten ein überaus pathetisches Gedicht mit den Schlussversen: «Dich grüss' ich noch, mein Vaterland: / <Sterben oder siegen!>»<sup>10</sup> (Zahns Vater war aus Deutschland eingewandert). Erst Zahns Rücktritt als Präsident des SSV schaffte Ruhe.

Aber auch andere Deutschschweizer Autoren schürten mit überheblichen, unbedachten und anmassenden Äusserungen das Misstrauen der Welschen. Böses Blut machte insbesondere ein im Oktober 1914 im «Berner Tagblatt» veröffentlichter und zudem als Separatum verbreiteter offener Brief des populären Berner Mundartautors Rudolf von Tavel (1866–1934).<sup>11</sup> Dem besonnenen Berner, der lieber schweige, wenn Protest (z.B. gegen die Besetzung Belgiens) sinnlos sei, stellte er den «lebhaften Welschen» gegenüber, der «schon darin eine Genugtuung findet, dass er seine Stimme zum Protest erhoben hat». Zwar gelte es die Empfindlichkeiten der Welschen, denen «das Herz durchgebrannt» sei, so weit wie möglich zu schonen; dennoch dürfe man ihnen nicht alles durchgehen lassen. «Wir Deutsch-Schweizer beanspruchen die Stellung des älteren Bruders, der das Recht und die Pflicht hat, dem jüngeren den Standpunkt klar zu machen.» In dem von den «meisten unter uns» gehegten Wunsch, Deutschland möchte «siegreich aus dem Kampf [...] hervorgehen», vermochte er schon deswegen nichts Unrechtes zu sehen, «weil wir von einem Triumph des Slaventums nichts gutes zu erwarten haben»; freilich, fügte er gönnerhaft hinzu, wünsche «doch niemand unter uns eine allzu tiefe Demütigung oder gar den Untergang Frankreichs».

Carl Spitteler (1845–1924) Rede «Unser Schweizer Standpunkt» vom 14. Dezember 1914<sup>12</sup> war unter anderem eine Antwort auf solche Provokationen. Vorangegangen war ihr – unmittelbar nach von Tavels Brief – der Vorschlag, Schriftstellerverein und Presseverein sollten «von Zeit zu Zeit [...] zusammentreten, um sich über die Hauptgrundsätze unseres Verhaltens gegenüber dem Auslande zu besprechen und zu einigen».<sup>13</sup> Dass Spitteler in Zürich vor der damals als angebliches Sprachrohr der Welschen argwöhnisch beobachteten «Neuen Helvetischen Gesellschaft» sprach, war allein schon ein symbolischer Akt.

In den folgenden Monaten war der Schriftstellerverein bestrebt, Öl auf die Wogen zu gießen. 1915 gab er die Prosa-Anthologie «Grenzwacht» heraus.<sup>14</sup> Sie ist (so der Untertitel) «der schweizerischen Armee gewidmet vom Schweizerischen Schriftstellerverein» und zeigt schon optisch, mit dem rot-weissen Einband, der Mischung deutscher und französischer Beiträge und der typographischen Darbietung (die deutschen Texte sind in Fraktur, die französischen in lateinischer Schrift gedruckt), das Bestreben nach Verständigung.

Dass nach Zahns Rücktritt mit Paul Seippel (1858–1926) ein in Zürich wirkender Westschweizer interimistischer Präsident des SSV war, erwies sich als Glückssfall. Leise mahnend erinnert er im Vorwort zur Anthologie daran, die Schweizer hätten «die schweren Aufgaben», die der

«bewaffnete Friede» ihnen auferlegte, nicht ganz gelöst und «das vollkommene Einvernehmen nicht zu erhalten vermocht», statt dessen sich «in müsigen Zänkereien geschwächt».<sup>15</sup> Die einzelnen Erzählungen – thematisch alle auf die Grenzbesetzungen 1870 und 1914 bezogen – kommen entweder auf den Graben überhaupt nicht zu sprechen und appellieren nur an den eidgenössischen Geist, oder sie stellen ihn als vorübergehende, nun aber definitiv überwundene Verwirrung dar – gelegentlich so ostentativ, dass sich der Verdacht aufdrängt, er solle vielleicht einfach beiseitegeredet werden. Paradigmatisch ist die Frühfassung von Robert Faesis (1883–1972) «Füsiler Wipf».<sup>16</sup> Hier wird Ausgewogenheit regelrecht demonstriert. In Wiederkehrs Coiffeursalon in einer schweizerischen Provinzstadt (Reinhold Wipf ist dort Geselle) streiten sich Deutschschweizer und Welsche, jeweils mit ihren Zeitungen in der Hand, die sie notfalls auch zum Dreinschlagen benutzen, über die Weltlage. Man drängt Wipf, «Farbe zu bekennen und seinen Glauben für Zentralmächte oder Dreiverband zu bezeugen. Ich bin für die Schweizer», knurrt er einsilbig.<sup>17</sup>

In Faesis Erzählung begegnet in einer schon fast einfältigen Version auch ein Motiv, das in der Grenzbesetzungs-literatur zum Topos wird: die Musterung des Landes durch die hin und her verlegten Truppen. «Man sitzt mit Bernerbauern in der Wirtsstube, radebrecht mit Waadtländern, jauchzt einer vorüberraselnden Tessinerbatterie zu, schiebt Kegel mit Luzernern und schwingt schöne Baslerinnen im Kreis herum.»<sup>18</sup>

Im selben Jahr erschien eine weitere Anthologie mit literarischen Texten zur Grenzbesetzung,<sup>19</sup> ferner, gewissmassen als flankierende Massnahme, eine Sammlung von Stellungnahmen zum Thema «Wir Schweizer, unsere Neutralität und der Krieg» mit Beiträgen von Carl Albrecht Bernoulli, Jakob Bosshart, Robert Faesi, Konrad Falke, Josef Reinhart, mehreren Hochschulgermanisten und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, ebenfalls mit beschwichtigender Tendenz.<sup>20</sup> Eine wichtige Rolle in dieser Kampagne – von einer solchen darf man wohl sprechen – spielte Hermann Aellen (1887–1939), einer der Gründer des SSV und dessen erster deutschsprachiger Sekretär.

Auf den dreistimmigen Akkord eidgenössischer Harmonie trotz sprachlicher Komplikationen sind fast alle Grenzwachtgeschichten gestimmt. Zu den stehenden Motiven gehören Liebesgeschichten über die Sprachgrenzen hinweg, das Naturerlebnis in andern Landesteilen als Anlass zu patriotischer Erhebung und die Integration zurückgekehrter Auslandschweizer, eher selten aber der direkte Dialog zwischen Deutsch und Welsch. Ein beliebter Ausweg, die peinliche Grabenfrage zu umgehen und trotzdem helvetische Brüderlichkeit zu preisen, ist die Begegnung Deutschschweiz – Tessin. Meist wird sie simpel und ein-dimensional gestaltet, indem beispielsweise der beste Deutschschweizer Offizier sich mit der schönen Tochter des Sindaco verlobt.<sup>21</sup>

Es gab aber auch Störenfriede, die entweder nur schrille Missklänge wahrnahmen oder die Dissonanzen zwar periodisch wieder auflösten, aber keinen Zweifel daran bestehen liessen, wem die Stimmführung zukomme. Zu den ersten gehörte Carl Albrecht Bernoulli (1868–1937), der Autor des Festspiels zur Landesausstellung 1914. Im Roman «Der sterbende Rausch» (1915)<sup>22</sup> hetzt er massiv gegen die Westschweizer, besonders die Jurassier. Hauptgestalt und Identifikationsfigur ist ein Oberleutnant Herwagen aus dem Aargau. Mit seiner Einheit wird er sogleich nach der Mobilmachung in ein Dorf im Jura verlegt. Dem musterhaften Auftritt der Deutschschweizer – «Die Mannschaft, die teils fuhr, teils ritt, bestand aus der besten Jugend des Landes – festen, blonden, kraftvollen Jünglingen.»<sup>23</sup> – kontrastiert das zerlumpte Aussehen eines Trüppleins «Eingeborener»,<sup>24</sup> das an eine Räuberbande denken lässt (welsche *Soldaten* treten im ganzen Roman nicht auf): «Da tauchte von der andern Seite des Platzes mit einigen zerzausten, schwarzhaarigen Gesellen der ehemalige Guidenleutnant Forserat auf. Auch er ein Herr, der sich städtisch trug, aber mit fremdländischem südfranzösischem Aussehen – zur Schnur ausgezogenem pechschwarzem Schnurrbart, stechenden schwarzen Augen und geröteter Knollnase».<sup>25</sup>

Der Einmarsch der Truppe wird von den Einwohnern als Besetzung empfunden. «Prussiens!»<sup>26</sup> und – sobald das neue Wort den Weg von Paris in die Ajoie gefunden hat – «Bosch»<sup>27</sup> hallt es ihr entgegen, denn «Jenseits der Grenze wohnen unsere guten Freunde.»<sup>28</sup> Beide Teile verhalten sich wie Besetzer und Besetzte: die Truppe mit ihrem Imponiergehabe, die Bevölkerung durch gespielte Servilität. «Vorgeleitet von seinem klingenden Spiel und gefolgt von dem strammen Schritt der Kompagnie, mit gezogenem Säbel auf seinem tanzenden Fuchs, hatte Hauptmann Herwagen hinter sich die eidgenössische Fahne entfalten lassen. [...] Einige erste Einwohner liessen ihn an sich vorüber und grüssten ihn und die Fahne durch Hutabnehmen zögernd und unterwürfig.»<sup>29</sup>

Im Hintergrund spinnt die Freimaurerloge «Mont Terrible»<sup>30</sup> die Fäden, deren Ziel die Einführung eines französischen «Kulturvasallentums»<sup>31</sup> ist. Die wenigen Vernünftigen im Dorf vermögen sich nicht durchzusetzen. Herwagen dagegen kommt aus gut freisinniger Familie, die sich als Erbin der Staatsgründer sieht. «Die Welschen», räsoniert sein Vater nachts im Bett, «habe man von Bundeswegen immer schon viel zu sehr verhätschelt und verzärtelt. Jetzt, wo das Vaterland wirklich in Gefahr sei, werde sich diese Nachsicht vermutlich noch bitter rächen».<sup>32</sup>

Natürlich spielen auch Frauen eine Rolle. Seit Jahren ist Herwagen mit der Fabrikantentochter Faustine halb verlobt. Im Jura verliebt er sich in Germaine – kein Wunder: «Germainens Schönheit beruhte auf dem vollkommenen Ebenmass ihres schlanken, mittelgrossen Körpers, in dem geschmeidigen Gliederspiel und in der leuchtenden Reinheit sowohl der Linien als der Haut auf ihrem entschlossenen edelgebildeten Gesicht. Ihr Haar, das sie nach unten zu im Beutel trug, war sehr dunkel, aber von brauner Leuchtkraft».<sup>33</sup>

Die Welsche ist nicht nur schön, sondern auch leidenschaftlich, belesen, den Männern gegenüber selbstbewusst – die Deutschschweizerin eher ein Trampel: «Es lag ein Widerstreit in ihrer Erscheinung: die grosse Figur und ein gewisser Mangel an Haltung – die breite Brust und ein auffallend weicher, schüchterner Gesichtsausdruck, hohe Beine mit breiten Füssen und ein unentschlossener, wankender Gang».<sup>34</sup>

Beim Winzerfest kompromittiert sich Germaine jedoch hoffnungslos. «Unter den Klängen der Marseillaise, die, angestimmt von der Vagantenmusik, alsbald von jubelnden Stimmen gesungen wurde, erschien vor einem bunten Schwarm die dicke Blanche Courtemaire als allzu kurze und korpulente Helvetica, neben ihr Germaine, in die Göttin der Freiheit verkleidet. Eine rote Jakobinermütze keck ins Haar gestülpt, die blauweissrote Schärpe schräg über die Brust geknotet, mit sehr entblösstem Halse und kurz geschürzt, schwang sie eine Schweizerfahne, an deren Spitze eine lange trikolore Schleife flatterte.»<sup>35</sup>

Nach einigen Verwicklungen – Herwagen wird bei der Jagd auf einen Jurassier, der nach Frankreich in die Fremdenlegion fliehen will, um dem schweizerischen Militärdienst zu entgehen, verwundet, Germaine erhängt sich, weil sie ihre Schmach und die Liebe zu Herwagen nicht zu überwinden vermag – kommt es doch noch, wie es kommen muss, nämlich zur Verlobung mit Faustine, die Herwagen gesund pflegt: «Keusch schwebte ihr Kuss auf seinen welken Lippen».<sup>36</sup>

Zurückhaltender, aber gleichwohl entschieden parteilich schildert Johannes Jegerlehner (1871–1937) (dessen Porträt in Uniform dem Buch als Vorsatz eingefügt ist) in «Grenzwacht der Schweizer»<sup>37</sup> dieselbe Zeit. Ausführlicher als in allen anderen Werken fällt die Landesmusterung aus. Wir begleiten das Regiment auf seinem beschwerlichen Marsch mit Vollpackung und Geschützen quer durch die Schweiz, durch Sümpfe und über unwegsame Pässe und erleben mit zwei Offizieren den Höhepunkt im Herzen der Eidgenossenschaft, auf dem Bänklein vor einer heimeligen Wirtsstube in Bürglen: «Eine Pilgerfahrt ins Heilige Land kann die Gläubigen nicht ehrfürchtiger stimmen, als der Weg von Sarnen nach Bürglen ein empfängliches Schweizerherz».<sup>38</sup> Das Bekenntnis zur Schweiz, die Treue zur Heimat wird mehrfach, nicht nur in den Reden von Politikern und Militärs, sondern auch im Gespräch der Offiziere, bekräftigt und am Ende des Romans, bei der Verabschiedung der Truppe im zweisprachigen Murten (wie schon zuvor in Bellinzona) explizit als Bekenntnis zur mehrsprachigen Schweiz bestätigt. Die erzählerische Strategie macht jedoch deutlich, dass mit der eidgenössischen Geborgenheit die Überzeugung deutschschweizerischer Suprematie und die Forderung nach Orientierung auf die Zentralmächte verbunden ist.

Sprachrohr des Autors ist wiederum ein Offizier, Oberstleutnant Salvenach. Gern benutzt er die Gelegenheit zu Seitenhieben auf neutralitätswidrige Sympathien der Welschen: Einem «welschen Beobachtungsposten», berichtet

er abends im Wirtshaus, habe er die Frage gestellt: ««Deutsche Ulanen jagen vor einer französischen Patrouille über die Grenze auf Sie los, was tun Sie?»» *«Niederknallen»*, antwortete der Kerl ohne Besinnen. «Nehmen wir das Gegen teil, französische Kürassiere von deutscher Kavallerie auf unseren Boden gedrängt, was tun Sie?» *«Anhalten, auf die Grenzverletzung aufmerksam machen und nötigenfalls gefangennehmen»».<sup>39</sup>*

Solche Anekdoten wecken Zweifel am Willen der Welschen, die schweizerische Neutralität unter allen Umständen zu verteidigen. Wie bei Faesi streitet man sich auch hier um die Glaubwürdigkeit von Presseberichten und Agenturmeldungen. Welche zuverlässiger seien, die deutschen oder die französischen, bleibt offen; darum geht es aber nicht in erster Linie. Wenn Deutschschweizer sich gelegentlich von der deutschen Propaganda beeinflussen lassen, sind das momentane Verirrungen; analoge Leichtgläubigkeit bei den Welschen dagegen erscheint als Ausdruck grundsätzlicher Unzuverlässigkeit. «Wir wollen doch nicht unsere welschen Zeitungen und Mitbrüder nachäffen, die so viele Nachrichten aus den französischen Sousblättern schöpfen und über die Schnur hauen, dass es funk und splittert.»<sup>40</sup>

Obwohl Jegerlehner die binnenschweizerischen Konflikte subtiler als Bernoulli gestaltet, kann an der Parteinahme für die deutsche Seite kein Zweifel bestehen. Geschickt bedient sich der Autor indirekter Mittel, indem er etwa den langen Brief einer Deutschen an Salvenach einfügt. Er beginnt mit den Worten «Deutsch sein heisst gross denken und stark sein» und schliesst mit einer ähnlichen Floskel; die Verfasserin beklagt den schweizerischen Wunsch, «nur noch Schweizer» sein zu wollen, als Verrat an einer alten geistigen und kulturellen Gemeinschaft und appelliert an die Deutschschweizer [!], doch nicht von einem «Nachbar, der mit ihnen geackert, gesät und geerntet hat, in einer Zeit, wo das Volk in seinen tiefsten Tiefen schüttert und bebt, [...] teilnahmslos sich ab[zu]wenden». Salvenach ist bewegt und kommentiert: «Wir haben vor dem Krieg dem Deutschen Reich Treue gehalten, wir werden die Treue in seiner Schicksalsstunde nicht brechen».<sup>41</sup> Abends liest er den Brief seinen Kameraden vor.

Zwar rechtfertigt niemand den Krieg; die europäische Perspektive, die Salvenach im Offizierskreis vorträgt, verbindet aber ein – in der Grenzwachtliteratur ebenfalls öfters anzutreffendes – schweizerisches Sendungsbewusstsein wiederum mit einer Parteinahme für Deutschland: «Nun stellt euch vor, wir schieben uns mit unerhörter Wucht und Raschheit als Keil zwischen die kriegsführenden Mächte im Westen und treiben sie auseinander. Zurück ihr Deutschen und Franzosen, legt die Waffen nieder und gebt euch die Hände! Frankreich kehrt zur alten Ruhe und zu den früheren Grenzen zurück und die Deutschen werfen all ihre Kräfte nach Osten. In drei Monaten wäre der Weltfriede hergestellt».<sup>42</sup>

Es gab offensichtlich einerseits eine Art Doktrin des Grabenzuschüttens, ein in seiner Unbeholfenheit schon

wieder fast rührendes Bestreben, eidgenössische Brüderlichkeit herbeizuschreiben, und andererseits einige widerborstige Autoren, die nicht gewillt waren, sich daran zu halten, statt dessen gängige Stereotype<sup>43</sup> eifrig aufgriffen und, mehr oder weniger verbrämt, ihre Sympathien für das Reich zum Ausdruck brachten. Nicht nur Zahns Gedicht, auch Jegerlehners Roman erschien in Deutschland, wenn auch in einem Verlag, der traditionsgemäss schweizerische Autoren ins Programm aufnahm und schon frühere Werke Jegerlehners veröffentlicht hatte; es ist aber doch anzunehmen, man habe dort an der Tendenz zumindest keinen Anstoß genommen.

Auch später, mitten im Krieg und noch kurz vor Kriegsende, machten etliche Autoren aus ihren Sympathien kein Hehl. Obwohl ihre Werke nicht direkt auf die Situation der Westschweiz eingehen, bedeutet das leidenschaftliche Bekenntnis zu Deutschland doch zugleich einen Affront gegen die welschen Mitbürger. Befremdlich sind vor allem jene Erzählungen, deren Schauplatz die umkämpften Gebiete sind.

Ernst Zahns rührselige Geschichte<sup>44</sup> eines Knaben, der hinter dem Rücken seiner auf der Schweizer Neutralität beharrenden Eltern von Basel aus die jenseits der Grenze im Elsass lebende Tante Gertrud besucht, «die selbst am liebsten mit Säbel und Gewehr auszöge»,<sup>45</sup> und von ihren Erzählungen derart bewegt wird, dass er seine geliebten Kaninchen opfert, damit deren Felle die deutschen Soldaten wärmen, der sich dann selber im Kaninchenstall, in den er vor dem Zorn des Vaters flüchtet, erkältet und glückselig dahinstirbt, nachdem ihm Gertrud einen weiteren deutschen Sieg gemeldet hat, allerdings nicht ohne mit dem letzten Atem noch zu hauchen, die Schweiz sei «ein – liebes – schönes Land [...] Ihr müsst nicht glauben, dass ich das nicht fühle»,<sup>46</sup> zeugt vielleicht einfach von schlechtem Geschmack. Ähnliche Muster finden sich aber auch bei anderen Autoren. In Hans Dettwylers<sup>47</sup> ebenfalls im Elsass spielender Erzählung «Der Birnbaum»<sup>48</sup> ist von den Franzosen ganz selbstverständlich als den «Feinden» die Rede. Die Unterwaldnerin Isabella Kaiser (1866–1925) schildert, wie zwei warmherzige deutsche Offiziere in den besetzten Vogesen mit ihrer Liebe zur Musik die Herzen der beiden Frauen auftauern, bei denen sie einquartiert sind und die ihnen zunächst (weshalb wohl?) ablehnend begegneten.<sup>49</sup> Ein weiteres Werklein Zahns konfrontiert den verzeihenden Edelmut und die Menschlichkeit einer deutschen Frau im Elsass mit der Heimtücke ihrer franzosenfreundlichen Nachbarn.<sup>50</sup>

Noch 1918 verkündet schliesslich der Zürcher Gymnasiallehrer Carl Friedrich Wiegand (1877–1942) – wie Zahn war er deutscher Herkunft und überdies Kriegsteilnehmer – in einem in der Schweiz erschienenen Gedichtband mit Nibelungeningrimm: «Es stirbt kein Volk wie wir!»<sup>51</sup> und setzt der bevorstehenden Niederlage trotziges Schollenpathos entgegen: «Blieb das Land doch, das uns nährte, / Unsre heilige deutsche Erde».<sup>52</sup>

Die Literatur widerspiegelt wohl die allgemeine Bewusstseinslage ziemlich getreu. Denn auch in Texten mit geringem oder gar keinem literarischem Anspruch, in Erlebnisberichten und Anekdoten finden sich einerseits Bekenntnisse zur eidgenössischen Schicksalsgemeinschaft und fehlt es andererseits nicht an Sticheleien gegen die Welschen.<sup>53</sup> Natürlich spielen Verständigungsprobleme eine Rolle. Unversehens wird aus der sprachlichen Kluft aber eine viel problematischere, wenn etwa der gelegentlich zu hörende «Sündgäuer» Dialekt einem Wachtmeister «die Rassengemeinschaft mit den alemannischen Süddeutschen» ins Bewusstsein ruft.<sup>54</sup> Nicht selten sind auch Klagen über verwahrloste, schmutzige Unterkünfte und die Unfreundlichkeit, die mangelnde Kooperationsbereitschaft und den Geiz der Bevölkerung.<sup>55</sup> Einen erfreulichen Kontrast zu den heruntergekommenen Jurdörfern bilden die Gehöfte der «zahlreichen Altberner, Aargauer oder Luzerner Bauern, die sich dort hinter den Jurabergen ein neues Heim geschaffen und unter manchen Schwierigkeiten als rechte Pioniere schweizerischen Volkstums arbeiten, vor allem durch die gründliche, sachgemäße Art ihres Landwirtschaftsbetriebes, aber auch durch ihre ganze rechtschaffene, ehrenfeste Eigenart und nicht zum mindesten als rechtes Bindeglied zwischen den immer auseinanderstrebenden Rassen des Schweizervolkes».<sup>56</sup>

Ziemlich abrupt schliesst der Autor jedoch versöhnlich, als hätte er sich auf einmal auf den offiziellen Konsens besonnen: «In mancherlei Berührung lernten wir manche Eigentümlichkeit und früher nicht verstandene Ausdrucksweise unsrer Grenzbevölkerung besser verstehen und gerechter beurteilen. Denn gerade die Grenzbesetzung und die Einquartierung bei unsren welschen Miteidgenossen zeigten uns diese als wirkliche Landsleute, als Schweizer».<sup>57</sup>

Am Vorabend des Zweiten Weltkriegs befürchteten mehrere Autoren offenbar, die Gesinnungsspalzung von 1914 werde sich wiederholen. Nach einer ersten Welle von Erinnerungsbüchern zum Ersten Weltkrieg in den Jahren 1933 und 1934<sup>58</sup> griffen jedenfalls ab 1937 mehrere literarische Werke die «Graben»-Thematik zur Zeit des Ersten Weltkriegs auf; ich erwähne nur die wichtigsten. Das bedeutendste von ihnen, Meinrad Inglins (1893–1971) «Schweizer-Spiegel» (1938),<sup>59</sup> bringt sie über die Westschweizer Verwandtschaft der Familie Hartmann-Ammann und die ausführlich mitgeteilte Chronologie der Ereignisse (Oberstenaffäre, Radau vor dem deutschen Konsulat in Lausanne, wo anlässlich des Kaisergeburtstages die deutsche Flagge gehisst wurde usw.) zur Sprache. Im Zentrum steht sie in zwei Werken, die zugleich die Textgrundlage für populäre Filme lieferten: der Neufassung von «Füsiler Wipf» (1938)<sup>60</sup> (mit wesentlichen Ergänzungen gegenüber der Erstausgabe) und Rudolph Bolo Maegli (1898–1973) «Gilberte de Courgenay» (1939).<sup>61</sup> Den engeren Freundeskreis bilden hier ein Deutschschweizer, ein Welscher, ein Bündner und ein heimgekehrter Auslandschweizer. Obwohl auch sie unterschiedliche Sympathien hegen, bewährt sich die helvetische Einigkeit symbolisch im Notfall, bei der Rettung eines verletzten Kameraden, und als unter dem Einfluss des «Grenzkollers» einer seine Ressentiments gegen die Heimat allzu laut äussert, bringt der Hauptmann mit einer markigen Rede die Verhältnisse wieder ins Lot.

Glücklicherweise erwiesen sich die Befürchtungen als unbegründet. Obwohl sich kurz vor Kriegsausbruch in der Westschweiz partikularistische Strömungen, Ressentiments gegenüber den «Alémaniques» und sogar deutschfreundliche Tendenzen bemerkbar machten<sup>62</sup> und in der Deutschschweiz nach wie vor Sympathien mit dem Dritten Reich vorhanden waren, blieb unserem Land eine neue Zerreissprobe erspart.

## ANMERKUNGEN

<sup>1</sup> GOTTFRIED KELLER, *Gesammelte Briefe in vier Bänden*. Hrsg. von CARL HELBLING. Bd. 1, Bern 1950, S. 385 (Brief aus Berlin an Hermann Hettner vom 11. Februar 1854).

<sup>2</sup> CONRAD FERDINAND MEYER, *Autobiographische Skizze*, in: CONRAD FERDINAND MEYER, Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe besorgt von HANS ZELLER / ALFRED ZACH, Bd. 15, Zürich 1985, S. 132.

<sup>3</sup> Darüber und über die Debatte über eine schweizerische Nationalkultur in den Kulturzeitschriften (v.a. «Wissen und Leben») gibt eine der Geistigen Landesverteidigung verpflichtete und daher sehr harmonisierende, wegen ihres Materialreichstums aber immer noch unentbehrliche Dissertation Auskunft: TRUDI GREINER, *Der literarische Verkehr zwischen der deutschen und welschen Schweiz seit 1848*. Diss., Bern / Leipzig 1940, Reprint Neudeln 1970.

<sup>4</sup> Für die umgekehrte Perspektive vgl. OLIVIER SECRETAN, *La Suisse alémanique vue à travers les lettres romandes de 1848 à nos jours*, Lausanne 1974.

<sup>5</sup> Kulturelle Vereinigungen in den drei grossen Sprachregionen wie der Deutschschweizerische Sprachverein, der Kreis um «Voile latine» und «Adula» trugen zur Verschärfung der Gegensätze bei.

<sup>6</sup> PAUL HALLER, *s Juramareili. Gedicht in Aargauer Mundart*, in: PAUL HALLER, Gesammelte Werke. 3. Auflage. Aarau / Frankfurt/M. 1980, S. 9–66.

<sup>7</sup> PAUL HALLER (vgl. Anm. 6), S. 35.

<sup>8</sup> PAUL HALLER (vgl. Anm. 6), S. 37.

<sup>9</sup> PAUL HALLER (vgl. Anm. 6), S. 43.

<sup>10</sup> ERNST ZAHN, *Sturmlied*, in: Über Land und Meer, Jahrgang 56, Nr. 48. Abbildung in: *Literatur geht nach Brot. Die Geschichte des Schweizerischen Schriftsteller-Verbandes*, hrsg. v. Schweizerischen Schriftsteller-Verband. Aarau / Frankfurt/M. / Salzburg 1987, S. 24. – Auch andere Autorinnen und Autoren, wie etwa die aus Deutschland stammende, in Freiburg i. Üe. als Professorengattin lebende ILSE FRANKE mit ihren «*Kriegslieder[n] einer deutschen Frau*» (Leipzig 1914, 2. Auflage 1915), gaben ihren Sympathien Ausdruck; da sie aber nicht so prominent wie Ernst Zahn waren und keine exponierten Ämter innehatten, erregten sie kein Aufsehen.

<sup>11</sup> RUDOLF VON TAVEL, *An unsere welschen Eidgenossen*, Separat-Abdruck aus Nr. 489 des «Berner Tagblatt» [am Ende Datierung: Bern, den 17. Oktober 1914.], Zitate S. 6, 2, 3, 7. – Ein weiterer Auffall, der am 1. Mai 1915 im «Berner Tagblatt» veröffentlichte «Welsche Brief», führte zum Rücktritt von Tavels als Präsident des Schweizerischen Schriftstellervereins nach nur zweiwöchiger Amtszeit. Wiederum übernahm Paul Seippel das Ruder. Siehe dazu: *Literatur geht nach Brot* (vgl. Anm. 10), S. 25.

<sup>12</sup> CARL SPITTELER, *Unser Schweizer Standpunkt*, in: CARL SPITTELER, *Gesammelte Werke*, hrsg. im Auftrag der Schweizerischen Eidgenossenschaft von GOTTFRIED BOHNNENBLUST / WILHELM ALTWEgg / ROBERT FAESI, Bd. 8, Zürich 1947, S. 579–594. – Zur Wirkung von Spittelers Rede siehe PETER WEGELIN, *Das Wort des Dichters und die Nation. Carl Spittelers Schweizer Standpunkt (= Schriften der Neuen Helvetischen Gesellschaft 18, Teil II)*, Horgen 1979. – Siehe auch Beitrag von CARLO MOOS im vorliegenden Heft.

<sup>13</sup> CARL SPITTELER, *Ein Vorschlag*, in: CARL SPITTELER, *Gesammelte Werke* (vgl. Anm. 12), Bd. 10 / 2, Zürich 1958, S. 512 (zuerst in: NZZ 19.10.1914).

<sup>14</sup> *Grenzwacht. Der schweizerischen Armee gewidmet vom Schweizerischen Schriftstellerverein*. Frauenfeld 1915.

<sup>15</sup> PAUL SEIPPEL, *Alarm*, in: *Grenzwacht* (vgl. Anm. 14), S. 10. – PAUL SEIPPELs Beitrag erschien als einziger in beiden Sprachen.

<sup>16</sup> ROBERT FAESI, *Füsiler Wipf*, in: *Grenzwacht* (vgl. Anm. 14), S. 21–125.

<sup>17</sup> ROBERT FAESI (vgl. Anm. 16), S. 107.

<sup>18</sup> ROBERT FAESI (vgl. Anm. 16), S. 114.

<sup>19</sup> *Die Heimat voran. Sechs Erzählungen und Skizzen schweizerischer Schriftsteller aus der Kriegszeit gesammelt von HERMANN AELLEN*. Zürich o.J. ([1915]).

<sup>20</sup> *Wir Schweizer, unsere Neutralität und der Krieg. Eine nationale Kundgebung*. Zürich 1915.

<sup>21</sup> HERMANN AELLEN, *Elvezia*, in: *Grenzwachtzeit. Erzählungen und Skizzen* von HERMANN AELLEN und ULRICH AMSTUTZ, Locarno/Leipzig 1916, S. 21–29.

<sup>22</sup> CARL ALBRECHT BERNOUlli, *Der sterbende Rausch. Roman aus der Zeit der Schweizerischen Grenzbesetzung*, Basel 1915.

<sup>23</sup> CARL ALBRECHT BERNOUlli (vgl. Anm. 22), S. 8.

<sup>24</sup> CARL ALBRECHT BERNOUlli (vgl. Anm. 22), S. 42.

<sup>25</sup> CARL ALBRECHT BERNOUlli (vgl. Anm. 22), S. 29.

<sup>26</sup> CARL ALBRECHT BERNOUlli (vgl. Anm. 22), S. 31.

<sup>27</sup> CARL ALBRECHT BERNOUlli (vgl. Anm. 22), S. 167.

<sup>28</sup> CARL ALBRECHT BERNOUlli (vgl. Anm. 22), S. 28–29.

<sup>29</sup> CARL ALBRECHT BERNOUlli (vgl. Anm. 22), S. 31.

<sup>30</sup> Der Name verweist auf die französische Okkupation des Gebietes am Ende des 18. Jahrhunderts. Im April 1792 eroberten französische Truppen das Territorium des Bistums Basel. Ende November 1792 konstituierte es sich als «Raurachische Republik». Im März 1793 wurde es gegen den in einer Volksabstimmung ausgedrückten Willen der Bevölkerung von Frankreich als «Département du Mont-Terrible» annexiert und im Februar 1800 mit dem Département du Haut-Rhin vereinigt. Der Wiener Kongress schlug das Gebiet dem Kanton Bern als Kompensation für den Verlust der Waadt zu.

<sup>31</sup> CARL ALBRECHT BERNOUlli (vgl. Anm. 22), S. 185.

<sup>32</sup> CARL ALBRECHT BERNOUlli (vgl. Anm. 22), S. 128.

<sup>33</sup> CARL ALBRECHT BERNOUlli (vgl. Anm. 22), S. 51.

<sup>34</sup> CARL ALBRECHT BERNOUlli (vgl. Anm. 22), S. 18.

<sup>35</sup> CARL ALBRECHT BERNOUlli (vgl. Anm. 22), S. 267.

<sup>36</sup> JOHANNES JEGERLEHNER, *Grenzwacht der Schweizer*. Berlin 1915.

<sup>37</sup> JOHANNES JEGERLEHNER (vgl. Anm. 37), S. 116.

<sup>38</sup> JOHANNES JEGERLEHNER (vgl. Anm. 37), S. 70.

<sup>39</sup> JOHANNES JEGERLEHNER (vgl. Anm. 37), S. 69.

<sup>40</sup> JOHANNES JEGERLEHNER (vgl. Anm. 37), S. 134–136.

<sup>41</sup> JOHANNES JEGERLEHNER (vgl. Anm. 37), S. 101.

<sup>42</sup> Zur Bedeutung geprägter Bilder, auch in der Presse beider Landesteile, siehe PIERRE DU BOIS, *Mythe et réalité du fossé pendant la Première Guerre mondiale*, in: *Union et division des Suisse. Les relations entre Alémaniques, Romands et Tessinois aux XIX<sup>e</sup> et XX<sup>e</sup> siècles*, sous la direction de PIERRE DU BOIS, Lausanne 1983, S. 65–91.

<sup>43</sup> ERNST ZAHN, Adolf, in: *Unser Volk in Waffen. Schweizerische Grenzbesetzung 1914/16 in Wort und Bild*, hrsg. v. JOHANN HOWALD. Emmikofen 1916, S. 130–141. – Dieselbe Erzählung erschien in Deutschland in einem Sammelband: ERNST ZAHN, *Einmal muss wieder Friede werden! Erzählungen und Verse*, Stuttgart/Berlin 1916, S. 136–158. Zitiert wird nach der zuerst genannten Ausgabe.

<sup>44</sup> ERNST ZAHN (vgl. Anm. 44), S. 134.

<sup>45</sup> ERNST ZAHN (vgl. Anm. 44), S. 141.

<sup>47</sup> Die Lebensdaten dieses Autors konnten nicht ermittelt werden.

<sup>48</sup> HANS DETTWYLER, *Der Birnbaum*, in: *Die Heimat voran*. Sechs Erzählungen und Skizzen schweizerischer Schriftsteller aus der Kriegszeit gesammelt von HERMANN AELLEN (vgl. Anm. 19), S. 108–117.

<sup>49</sup> ISABELLA KAISER, *Die Mondscheinsonate*, in: *Die Heimat voran* (vgl. Anm. 48), S. 82–107.

<sup>50</sup> ERNST ZAHN, *Einmal muss wieder Friede werden* (vgl. Anm. 44), S. 165–195.

<sup>51</sup> CARL FRIEDRICH WIEGAND, *Totentanz 1914*, Zürich o.J. (1918), S. 14.

<sup>52</sup> CARL FRIEDRICH WIEGAND (vgl. Anm. 51), S. 62.

<sup>53</sup> *Unser Volk in Waffen* (vgl. Anm. 44) mit Beiträgen von Schriftstellern und Armeeangehörigen. – EMIL WECHSLER, *Du, Heimat, musst uns bleiben. Soldatenbriefe und Gedichte von der Grenzbesetzung*, 3. erw. Aufl., Schaffhausen o.J. (ca. 1915).

<sup>54</sup> FR. GRAF (Wachtmeister), *Stimmungsbilder von der Juragrenze*, in: *Unser Volk in Waffen* (vgl. Anm. 44), S. 142–150, Zitat S. 150.

<sup>55</sup> Vgl. beispielsweise EMIL WECHSLER (vgl. Anm. 53).

<sup>56</sup> FR. GRAF (vgl. Anm. 54), S. 150.

<sup>57</sup> FR. GRAF (vgl. Anm. 54), S. 150.

<sup>58</sup> Beispiele: *Die Grenzbesetzung 1914–1918 von Soldaten erzählt*, hrsg. von Korporal FRITZ UTZ, Schütze EUGEN WYLER, Oberstleutnant HANS TRÜB, Erlenbach-Zürich o.J. (1934). – *Der Grenzdienst der Schweizerin 1914–1918. Von Frauen erzählt*, hrsg. von M. SCHMID-ITEN / R. MEILI-LÜTHI / EUGEN WYLER, Bern o.J. (1934).

<sup>59</sup> MEINRAD INGLIN, *Der Schweizerspiegel*, Leipzig 1938.

<sup>60</sup> ROBERT FAESI, *Füsiler Wipf, neue, weitergeführte Fassung*. Frauenfeld / Leipzig 1938. – Angaben zum Film (1938): WERNER WIDER / FELIX AEPPLI, *Der Schweizer Film 1929–1964. Die Schweiz als Ritual*, Bd. 2, Zürich 1981, S. 325.

<sup>61</sup> RUDOLPH BOLO MAEGLIN, *Gilberte de Courgenay. Ein Roman aus der Grenzbesetzung 1914 bis 1918*, Erlenbach-Zürich 1939. – Eine Dramatisierung wurde 1939 am Schauspielhaus Zürich uraufgeführt. Angaben zum Film (1941): WERNER WIDER / FELIX AEPPLI (vgl. Anm. 60), S. 340–341.

<sup>62</sup> Siehe dazu: HANS AMSTUTZ, *Das Verhältnis zwischen deutscher und französischer Schweiz in den Jahren 1930–1945*, Aarau / Frankfurt/M. / Salzburg 1996, S. 100–115.

## ZUSAMMENFASSUNG

Die Spannungen zwischen deutscher und welscher Schweiz wider- spiegeln sich auch in der zeitgenössischen Literatur. 1914/15 gab es einerseits Bestrebungen, sie zu überwinden und zu einem eid- genössischen Bewusstsein beizutragen, andererseits tiefwurzelndes Misstrauen gegenüber den Westschweizern und ausgeprägt deutschfreundliche Tendenzen, die oft mit einer Diffamierung der welschen Miteidgenossen verbunden waren. Am Beispiel ausgewählter Werke, meist der populären Literatur, und kulturpolitischer Äusserungen von Deutschschweizer Autoren weist der Beitrag auf, mit welchen erzählerischen und argumentativen Strategien die verschiedenen Positionen verbunden sind. Ein Ausblick gilt der Furcht vor einer neuen Gesinnungsspaltung vor dem Zweiten Weltkrieg und den Anstrengungen, ihr vorbeugend zu begegnen.

## RÉSUMÉ

Les tensions entre la Suisse alémanique et la Suisse romande se reflètent aussi dans la littérature contemporaine. Dans les années 1914/15, si d'une part des efforts étaient accomplis pour surmonter ce clivage et contribuer à la création d'une conscience fédérale, d'autre part on observait une méfiance profonde à l'égard des Romands et des positions nettement favorables à la culture alémanique, souvent associées à des tentatives de discréditer les compatriotes romands. A partir d'un choix d'ouvrages issus pour la plupart de la littérature à grand public, ainsi que des déclarations d'auteurs suisses allemands en matière de politique culturelle, l'article montre quelles stratégies narratives et argumentatives relient les différentes positions. Il y est également question de la crainte d'un nouveau clivage des opinions avant la Seconde Guerre Mondiale et des efforts accomplis pour prévenir cette tendance.

## RIASSUNTO

Le tensioni tra gli svizzeri germanofoni e i loro confederati francofoni si riflettono anche nella letteratura contemporanea. Nel 1914/15 gli scrittori tentarono di superare il fossato e di contribuire alla consapevolezza di appartenere a una sola Nazione. Per contro, nella Svizzera tedesca esisteva nei confronti degli svizzeri francesi una forte diffidenza, abbinata a una forte tendenza a identificarsi con la Germania, spesso accompagnata da un atteggiamento diffamatorio manifestato nei confronti dei compatrioti di lingua francese. Una selezione di testi, provenienti soprattutto dalla letteratura popolare, nonché diverse prese di posizione politiche di scrittori di lingua tedesca illustrano le strategie narrative e gli argomenti su cui poggiavano le varie posizioni. Nell'intento di svolgere una funzione preventiva, il saggio esamina in conclusione i timori nei confronti dell'ascesa di una rinnovata polarizzazione, simile a quella che precedeva la Seconda Guerra Mondiale, e illustra le eventuali possibilità per prevenirla.

## SUMMARY

The tensions between German-speaking and French-speaking Switzerland are also reflected in contemporary literature. In 1914/15 writers attempted to overcome the gap and contribute to a national consciousness. On the other hand, there was a deep-seated wariness of the French part of Switzerland and a strong tendency to identify with Germany, which often went hand in hand with a defamation of French-speaking compatriots. Selected writings, largely from popular literature, as well as political statements by German-speaking writers illustrate the narrative strategies and arguments that underlie the various positions. A prospective conclusion addresses the fear of renewed polarization, similar to that which preceded the Second World War, and means of taking preventive action.